

Partizipation aus der Sicht eines intersubjektiven Gemeinschaftsgefühls

Participation from the view of intersubjective community feeling

Gabriela Pap¹

¹Sigmund Freud PrivatUniversität Wien

Kurzzusammenfassung

Die vorliegende Arbeit fasst Ergebnisse einer im Rahmen des Dissertationsprojektes der Autorin durchgeführten Untersuchung zusammen und entwickelt sie in Richtung Partizipation weiter. Sie beschäftigt sich mit einer Erweiterung der individualpsychologischen Grundlagen in Theorie und Praxis, in concreto mit dem von Adler in verschiedenen Bezügen geprägten Begriff des Gemeinschaftsgefühls, der sich nach seiner allmählichen Erschließung nun auch in seiner intersubjektiven Bedeutung aus den philosophischen Grundlagen, geschaffen von Fichte und Hegel, herleiten lässt. Sie weisen auf zwei für die Philosophen zentralen Aspekte für die menschliche Existenz hin, die sowohl für die Selbsterkenntnis des Individuums als auch für dessen Freiheit essentiell sind. Es sind dies die Begrenzung des Ichs am Anderen und die Anerkennung durch einen Anderen, wie sie in Fichtes und Hegels Werk angesprochen sind. Beides impliziert die Partizipation sowohl des Ichs als auch des Anderen in diesem intersubjektiven Prozess. Der praxisbezogene Teil der Arbeit befasst sich mit den weitreichenden Implikationen dieser Perspektiven sowohl in Bezug auf die Bezugsperson-Kind-Dyade in den ersten Lebensmonaten eines Säuglings bis zum Spracherwerb als auch für die Patient-Therapeut-Beziehung, die dem Therapeuten eine durchaus aktive Rolle im Rahmen der intersubjektiven Beziehung zuschreiben muss, wenn dem Patienten eine Erweiterung seines Erfahrungshorizonts gelingen soll.

Abstract

The present paper points out the results of a dissertation project and concentrates on the extension of individual psychological principles in practice and on paper, specifically with Adler's term of community feeling which itself derives from Fichte's and Hegel's intersubjective meaning from the philosophic principles. Referring to central aspects of human existence they are essential for the self-awareness of the individual and its freedom: the limitation of the ego and the acceptance by others as mentioned in Fichte's and Hegel's work both imply the participation of the ego as well as the other in this intersubjective process. The part related to practice addresses the extensive implications of these perspectives relating to the attachment figure-child-dyad from the first months of life to the acquisition of language as well as the patient-therapist-relationship which has to leave an active role for the therapist in their intersubjective relationship in order to be able to enlarge the patient's horizon of experience.

Schlüsselworte

Gemeinschaftsgefühl, Individualpsychologie, Intersubjektivität, intersubjektive Psychoanalyse, Intersubjektivitätstheorie, Anerkennung, Partizipation

Keywords

Community feeling, individual psychology, intersubjectivity, intersubjective psychoanalysis, theory of intersubjectivity, acceptance, participation

Einleitung

In der psychoanalytischen Theorie- und Praxislandschaft sowie in der analytischen Individualpsychologie hat ein Paradigmenwechsel stattgefunden. Auf Grundlage spezifischer philosophischer Diskurse entstanden neue Perspektiven in der Auseinandersetzung mit Adlers Konzept des Gemeinschaftsgefühls. Sie liegen im Gedanken eines Anderen, in der Beschäftigung mit dem Wissen, dass es ein Selbst und einen Anderen gibt, und der Wege, wie dieses Wissen erlangt werden kann. Das Selbst und der Andere führten schließlich zum Begriff der Intersubjektivität, dessen Anfänge in der Philosophie des deutschen Idealismus liegen.

Die theoretische wie praktische Auseinandersetzung mit dem Selbst und dem Anderen findet über das Konzept der Anerkennung statt, die in der Intersubjektivität mündet. Intersubjektivität setzt – wie der Begriff bereits andeutet – voraus, dass zwei (oder mehrere) Subjekte miteinander in Beziehung stehen und interagieren. Dies schließt die gegenseitige Anerkennung der Akteure und deren Partizipation an einem größeren Ganzen mit ein.

Die folgende Untersuchung beschäftigt sich mit diesem Prozess der Anerkennung und konzentriert sich schließlich auf die Entwicklungspsychologie der sehr frühen Kindheit, d.h. auf die Mutter-Kind-Dyade und die Partizipation beider TeilnehmerInnen in dieser Entwicklungsphase, sowie auf die Implikationen aus diesem neuen Verständnis für die klinische Situation.

1 *Philosophische Grundlagen der Intersubjektivität*

Fichte und Hegel gelten als die Pioniere der Intersubjektivitätstheorie, wenn auch ihre Theorien nicht explizit darauf ausgelegt waren. Insofern kann Fichte als einer der ersten Philosophen gesehen werden, der sich explizit die Frage nach dem anderen gestellt hat. Er begründet damit eine frühe Intersubjektivitätstheorie in der Philosophie, die von Hegel weiter vertieft wurde. Diese Gedanken erhellen die Bedeutung des anderen vordergründig in Bezug auf Erkenntnis, jedoch auch, wie die neuere Hegel-Forschung zeigt, im Hinblick auf das Selbst. Beide Philosophen gehen dieser Frage ausschließlich aus dem Blickwinkel der Vernunft nach und sprechen nicht direkt von Intersubjektivität, sondern von Anerkennung – einem Begriff, der erst in den letzten Jahrzehnten im Rahmen der jüngeren Fichte- und Hegel-Forschung diskutiert wurde. Hier setzt auch Williams mit seinem Werk „Recognition. Fichte and Hegel on the other“ an und untersucht diesen Begriff in deren Theorien.

1.1 Fichtes Begrenzung des Ich am Anderen

Williams (1992, S.49ff) betont die Zentralität der Frage nach dem anderen innerhalb von Fichtes System. Der andere ist nicht etwa sekundär, sondern equiprimordial. Das Ich bedarf des anderen als unabdingbare Voraussetzung für seine Selbstbewusstwerdung.

Den wechselseitigen Vorgang der Selbst- und Fremderkenntnis, im Rahmen dessen zwei oder mehrere endliche Vernunftwesen sich selbst und einander als solche (an)erkennen, nennt Fichte „Anerkennung“ (1960, S.34). Er mutet dem Subjekt die Vergewisserung der eigenen Subjektivität nicht selbst zu, sondern sie wird als Reaktion auf eine intersubjektiv vermittelte Erwartung begriffen. „Begrenzung findet das Ich nur am anderen Ich: Nur in der Kommunikation und Auseinandersetzung mit dem anderen Ich findet das Ich seine Selbständigkeit; [...]“ (Gamm, 1997, S.56). Nach Fichtes (1960, S.38) Auffassung werden somit Selbstbewusstsein (wie auch Freiheit) intersubjektiv vermittelt. Das Nicht-ich ist demnach ein Gegenstand, dem alle Eigenschaften von Subjektivität anhaften und der seinerseits eine Quelle des Wirkenwollens darstellt. Damit ist durch den neuen Charakter des Objekts auch die reflektierende Eigenschaft des Subjekts verändert, und so wird aus der Subjekt-Objekt-Entgegensetzung ein Verhältnis der Intersubjektivität: „[...] aus dem Subjekt wird dementsprechend ein Adressat, an den von einem zum Kosubjekt gewordenen Objekt eine Bestimmung, eine Zwecksetzung ergeht“ (Honneth, 2001, S.72).

Ausgehend von diesen Überlegungen kann konstatiert werden, dass Fichte Individualität als einen gemeinschaftlichen Begriff definiert. Das heißt, Individualität muss stets durch ein weiteres Individuum vollendet werden. Alle weiteren Folgerungen hängen von beiden Individuen ab, die aneinander gebunden und einander verbunden sind. Das Gesetz, dem sie unterstellt sind, ist indessen die Einstimmigkeit mit sich selbst (Fichte, 1960, S.47f).

1.2 Hegels Konzept der Anerkennung

Hegel führt diese Gedanken weiter und setzt sich in seinem Werk „Phänomenologie des Geistes“ mit der Frage auseinander, wie Erkenntnis möglich ist. Erkenntnis und Selbsterkenntnis sind an das Konzept der Anerkennung geknüpft. Der Begriff der Anerkennung ist der fundamentale phänomenologische Ansatz, anhand dessen Erkenntnis möglich ist.

Daraus geht hervor, dass Hegels Erkenntnisbegriff einen wesentlichen intersubjektiv-sozialen Aspekt innehat und dass Interpersonalität eine entscheidende Dimension der Freiheit, des Wissens und der Wahrheit ist, ohne deren Verständnis das gesamte Konzept des Geists nicht erfasst werden kann, denn Interpersonalität wird hier nicht als eine spezifische Intersubjektivitätstheorie verstanden, sondern als eine fundamentale Dimension der menschlichen Existenz (Williams, 1992, S.73).

Wie bei Fichte wird das Subjekt aus seiner Objekthaftigkeit befreit und aus dem Erkennen wird ein Anerkennen oder - mit anderen Worten - ein einzelnes menschliches Wesen versteht sich selbst nur dann, wenn es sich als eines unter anderen Individuen begreift, die um die wechselseitige Anerkennung ringen, sich als Anerkennende anzuerkennen (Gamm, 1997, S.126f).

Anerkennung findet in „Phänomenologie des Geistes“ im Ringen bzw. im Kampf statt. Williams (1992, S.87) stellt in seinen Überlegungen dazu fest, dass dieser Kampf möglich ist, da eine intersubjektive Distanz, eine Unsicherheit und ein Gegensatz bestehen. Während Fichte die Anerkennung als eine gegenseitige Handlung versteht, sieht Hegel diese Gegenseitigkeit nicht notwendigerweise als gegeben an. Im Gegenteil, Kampf ist immer möglich, und Konflikt ist eine mögliche Form der Intersubjektivität.

Dieser Kampf wird symbolisch als ein Kampf zwischen Herr und Knecht dargestellt. Die Lösung des Konflikts zwischen Herr und Knecht endet schließlich darin, dass sich die in den Kampf verstrickten Kontrahenten wechselseitig freilassen und als Entgegengesetzte aufhören, den anderen bestimmen zu wollen. Im Akt der Versöhnung erklären sich Ego und Alter Ego als frei (Gamm, 1997, S.145). Intersubjektivität wird als Konsens der Akteure, die einander gegenseitig anerkannt haben, verstanden (a.a.O.).

Hegel verdeutlicht in dieser Erzählung sein Ideal einer gegenseitigen Gleichwertigkeit, die entsteht, indem sich zwei Subjekte anerkennen.

Die Subjektivität beider Individuen kann in einem Zwischenraum gelten, in dem die Differenz des anderen, aber auch die Identifizierung mit dem anderen anerkannt werden kann (Benjamin, 2009, S.11). Gemeinschaftsgefühl kann als die Identifizierung mit dem anderen gesehen werden, jedoch im Bewusstsein der Differenz zum anderen.

Durch das Konzept der Anerkennung wird deutlich, dass die intrapsychische Entwicklung und die intersubjektiven Prozesse sich gegenseitig beeinflussen, wobei am empfindlichsten die gegenseitige Anerkennung ist, die Empathie und gleichzeitig eine Differenzierung, d. h. Individualität, ermöglicht.

Die tiefe Befriedigung der Übereinstimmung mit einem anderen Menschen liegt in Kooperation und Anerkennung (Benjamin, 2009, S.39). In diesem Sinne kann gesagt werden, dass Hegels Auffassung schließlich in dem Ideal einer gegenseitigen Gleichwertigkeit resultiert, indem zwei Subjekte einander gegenseitig anerkennen. Das bedeutet, dass die tiefe Befriedigung der Übereinstimmung mit einem anderen Menschen als Kooperation und Anerkennung gilt (a.a.O.).

Somit kann das Konzept der Anerkennung Hegels als philosophischer Ausgangspunkt in der Auseinandersetzung mit dem Begriff des Gemeinschaftsgefühls gelten, das Adler als einen zentralen Aspekt menschlichen Strebens erkannte, dem wir die weiteren Betrachtungen widmen.

2 *Gemeinschaftsgefühl und das Konzept der Anerkennung*

Gemeinschaftsgefühl aus dem Blickwinkel der Intersubjektivitätstheorie betrachtet, wie sie vom deutschen Idealismus geprägt wurde, schließt Empathie und Einfühlungsvermögen ein, aber auch die Ebene einer Werteinstanz, Vernunft und Moral. Adler fügt dem noch hinzu, dass das Gemeinschaftsgefühl als der common ground, common sense, als die in einer Gemeinschaft geteilte „Wahrheit“, gesehen werden kann. Er teilt in seiner späteren Schaffenszeit die Sichtweise des deutschen Idealismus, wonach das Gemeinschaftsgefühl idealerweise in einer Gesellschaft herrscht, in der die einzelnen Mitglieder auf Augenhöhe sind, d.h. die gleiche Wertigkeit haben, und jeder mit seinen ganz spezifischen Ressourcen, Talenten und Möglichkeiten als gleichwertiger, partizipierender Teil angenommen wird.

Am Weg vom Ich zum anderen kennzeichnet das Gemeinschaftsgefühl die Identifizierung mit dem anderen im Bewusstsein der Differenz zum anderen. Im Konzept der Anerkennung wird deutlich, dass sich die intrapsychische Entwicklung und die intersubjektiven Prozesse gegenseitig beeinflussen, wobei am empfindlichsten die gegenseitige Anerkennung als Empathie und gleichzeitige Differenzierung unter Aufrechterhaltung unterschiedlicher Individualitäten ist.

In einer zweiten Dimension geht es um die empathische Anerkennung – eine Art der Anerkennung, die es möglich macht, dem anderen viel näher zu kommen, nämlich, bis in seine inneren psychischen und affektiven Welten, auch wenn der andere ein unabhängiges Bewusstsein besitzt, das zwar grundsätzlich dem eigenen Bewusstsein ähnlich, aber dennoch anders ist und sich zum Teil jedem Zugriff entzieht.

Fehlt die gegenseitige Anerkennung, entstehen ozeanische Passivität der Undifferenzierbarkeit (Gallop, zit.n. Benjamin, 2002, S.117), Isolation und Leere. Man verliert sich im Nichts, wenn alles angeglichen und alles zum Ich werden kann. Es gibt keine Grenzen, keine Differenz, nur das Ich. Deshalb kann Anerkennung nicht Homogenisierung heißen, sondern muss Anerkennung der Differenz und der Andersheit des anderen miteinschließen. Man kennt den anderen nicht ganz und gar, man erkennt vielmehr den autonomen Anderen, ein geschlossenes Wesen. Das Gemeinsame ist die Grundlage der Achtung vor dem Anderen als von einem selbst Differenten (a.a.O.).

Das Gemeinschaftsgefühl ist folglich auch Abbild der allgemeinen Interdependenz, denn niemand kann sich vollständig von seiner Umwelt lösen. Es ist die spontane Bereitwilligkeit des Menschen, in Übereinstimmung mit all dem, was ihn umgibt, den natürlichen und legitimen Forderungen der menschlichen Gemeinschaft, zu leben. Es umfasst die Struktur der familiären, wie auch der sozialen Beziehungen, und hat eine ethische Funktion.

„Gemeinschaftsgefühl ist also die Art und Weise, wie das Individuum diese Prinzipien wahrnimmt, die die Beziehungen der Menschen untereinander regeln“ (Ellenberger, 2005, S.821). Unter dem Aspekt

der intersubjektiven Begegnungen, ist deshalb die emotionale wie auch psychische Entwicklung eines Kindes und der Entwicklung seines Gemeinschaftsgefühls (neu) zu betrachten.

2.1 Gemeinschaftsgefühl in der Individualpsychologie

Das Spektrum der Versuche, das Konzept des Gemeinschaftsgefühls in der Individualpsychologie zu fassen, ist ein sehr weites. Adler selbst hat diesen Begriff nur unscharf definiert, unterschiedlichen Bezügen zugeordnet und sukzessiven Wandlungen unterzogen, sodass er sich erst allmählich aus seinem Gesamtwerk erschließen ließ.

Im Versuch, die Ergebnisse einer theoretischen Präzisierung und Systematisierung zu unterziehen, erkennt Stephenson (2011, 122ff; 2014) drei Dimensionen, in denen Gemeinschaftsgefühl wirkmächtig ist.

- Erstens bezeichnet der Begriff ein Gefühl *für* bzw. *von* Gemeinschaft. Das Gefühl von Gemeinschaft bedeutet das umfassende Erkennen, Annehmen und Verstehen einer Gemeinschaft. Das Gefühl für Gemeinschaft wird als kompetentes Gestalten sowie als Integrieren in eine Gemeinschaft, an deren Weiterentwicklung man aktiv teilnimmt, definiert.
- Die zweite Dimension bilden die vier (bzw. fünf) Wir-Stufen der Intersubjektivität: (1) die pränatale In-Subjektivität, (2) das dyadische Wir der Säuglingszeit, (3) das triangulierte Wir der frühen Kindheit, (4) das Gruppen-Wir und schließlich (5) das Menschheits-Wir, das die reifste Stufe dieser Entwicklung darstellt.
- Die dritte Dimension der Bestimmungsmöglichkeiten des Gemeinschaftsgefühls lässt sich indessen als Kompetenzbündel aus Koordination, Kollaboration, Kooperation und Kokonstruktion verstehen.

Spätestens jetzt wird ersichtlich, dass das Gemeinschaftsgefühl von Adler als ein den Menschen umfassend bestimmendes Prinzip erkannt wurde. Angesichts der zentralen Bedeutung des Gemeinschaftsgefühls, das den Menschen von der frühen Kindheit an begleitet, fordert Stephenson (2011, S.104) wohl zurecht, dass eine individualpsychologische Entwicklungstheorie den Erkenntnissen der aktuellen Forschung Rechnung tragen muss, insbesondere in den Forschungsfeldern der Affektregulierung, Mentalisierung, Bindung und Intersubjektivität, dem ich noch die Erkenntnisse im Bereich der Neurowissenschaften hinzufügen möchte. Dabei dürfen die eigenen zentralen Theoreme, wie Minderwertigkeitsgefühl, Gemeinschaftsgefühl, Gleichwertigkeit und Geltungsstreben nicht außer Acht gelassen werden.

2.2 Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls - Kompetenztheorie nach Stephenson (2011, 2014)

Intersubjektivität ist von Geburt an gegeben, der Mensch hat immer schon die grundlegenden Strukturen von Ich, Du und Wir zur Verfügung, die - so die Annahme Stephensons - je nach Entwicklungsstadium unterschiedlich „befüllt“ und aktiviert werden. Menschen stehen daher von Beginn an in Interaktion, weil sie sich von Beginn an in Relation befinden (Stephenson, 2011, S.123ff). Entwicklung findet somit im intersubjektiven Raum und in Relation statt. Innerhalb dieses Raumes entwickeln der Säugling und später das Kind seine intersubjektiven Fähigkeiten.

Die Stufen der Entwicklung der Intersubjektivität, wie sie von Trevarthen (2001; 2017) und Braten (2011) beschrieben wurden, führt Stephenson (2011, S.133f) im Zusammenhang mit dem Gemeinschaftsgefühl weiter und definiert fünf Intersubjektivitätsstufen. Zunächst besteht eine vorgeburtliche In-Subjektivität, danach folgen die zwei Stufen von primärer und sekundärer Intersubjektivität, wie sie von Braten gesehen werden. Eine vierte Stufe ist die der tertiären Intersubjektivität, die sich von jener Bratens (2011) unterscheidet. Laut Stephenson (2011; 2014) wird in dieser Stufe die Bezogenheit auf komplexere Gemeinschaftsformen ausgeweitet, nämlich auf die Gruppe. Das Individuum ist in eine größere Wir-Einheit eingebunden. Das erfordert einen neuen Umgang mit Vertrauen, Selbständigkeit, Initiative, Identität, Intimität und Generativität. Das Wir ist aber hier noch deutlich von einem Ihr unterschieden. Erst in der quartären Stufe transformiert das Gemeinschaftsgefühl jedes „Ihr“ zum „Wir“ und ist dadurch soweit entwickelt, wie es sich Adler vorgestellt hatte, nämlich dass sich das Individuum, wie immer es sich manifestiert, dies als Teil eines Ganzen vollzieht.

Die Charakteristiken des Gemeinschaftsgefühls können nach Stephenson (2011; 2014) auch als Kompetenzbündel dargestellt werden. Es umfasst die Kompetenzen der Ko-Konstruktion, Ko-Laboration, Ko-Operation und Ko-Ordination, die wiederum in zwei Dimensionen betrachtet werden können, als Wahrnehmung und in ihrer Aktivierung (Handlung).

Ko-Konstruktion ist die Kompetenz, die es ermöglicht, eine gemeinsame Sprache, gemeinsam Sinn und Bedeutung zu finden. Mit der Fähigkeit der Ko-Konstruktion sind alle Teilkompetenzen gemeint, die notwendig aktiviert werden müssen, damit ein geteilter Sinn, eine gemeinsame Bedeutung, aber auch gemeinsame Zielvorstellungen entstehen können (Stephenson, 2014, S.21).

Kollaboration bedeutet das Zusammenarbeiten im Sinne einer gleichberechtigten Ausrichtung auf ein gemeinsames Ziel.

Kooperation bezeichnet die Kompetenz, ein größeres Werk gemeinsam schaffen zu können. Das Zusammenfügen der jeweils eigenen Fähigkeiten, Talente und Erfahrungen ist die notwendige Kompetenz, um ein gelingendes Gemeinschaftsgefühl und -leben verwirklichen zu können. Die Fähigkeit zu Kooperation zeigt sich in einem Wissen darüber, wer am besten wo und wofür eingesetzt ist, um seinen Platz optimal ausfüllen zu können (Gefühl für Gemeinschaft) (Stephenson, 2014, S.22f). Die

„arbeitsteilige“ Zusammenarbeit, indem jeder einen Teil übernimmt und entsprechend seiner jeweiligen Möglichkeiten eine bestimmte Rolle im Gesamt der zu erfüllenden Funktionen (Stephenson, S.138) innehat, führt schließlich zur Kompetenz der Koordination, die das präkärste Kompetenzbündel darstellt.

Koordination wird von Stephenson (2011; 2014) als die Fähigkeit sich aufeinander abzustimmen definiert. Diese tritt erst auf nachdem die Ko-Konstruktion, die Ko-operation und Kollaboration im Spiel waren und gut genug gelöst wurden. Die Koordination erlaubt eine Antwort auf die Frage: „Wann muss wer was wo machen, damit das Ganze gelingt und erfolgreich geplant, begonnen, durchgeführt und beendet werden kann?“ (Stephenson, 2014, S.22), d.h. jeder muss seine eigenen Teilelemente, aber auch die Elemente jeder Teilgruppe sowie der gesamten Gruppe koordinieren.

3 Entwicklungspsychologische Überlegungen im Hinblick auf das Konzept der Partizipation und Intersubjektivität

Die Ergebnisse der Säuglingsforschung zeigen, dass die Vorstellung eines einseitigen Einflusses der Bezugsperson auf das Kind nicht aufrecht zu erhalten ist. Die Interaktion zwischen Bezugsperson und Kind ist von einer gegenseitigen Beeinflussung gekennzeichnet (Mertens, 2011, S.821).

Die „schwache intersubjektivistische“ Position geht davon aus, dass die frühen affektiven und nachahmenden Interaktionen eine spezifische biologische Anpassung des Säuglings sind, um sich mit anderen Personen identifizieren zu können, die als ein „wie Ich“ wahrgenommen werden. Es wird also angenommen, dass Säuglinge anfangs noch kein differenziertes Verstehen ihrer eigenen mentalen Zustände haben und deshalb auch bei den anderen diese nicht verstehen können. Intersubjektivität entsteht erst dann, wenn Säuglinge den Anderen als Subjekt von Erfahrungen wahrnehmen können (Fonagy et al. 2008, S.223; Tomasello, 2006).

Die Grundidee dieser Überlegungen liegt im Wesentlichen in der Annahme, dass das subjektive Gewahrsein differenzierter emotionaler Selbst-Zustände weitgehend aus der sozialen Interaktion heraus entsteht und sich im Laufe der Ontogenese des Kindes entwickelt (Gergely & Unoka, 2011, S.874). Das Selbst des Kindes ist nicht angeboren, es entwickelt sich vom Säuglingsalter bis in die Kindheit in der Interaktion mit reiferen Psychen, die das Kind wohlwollend und reflektierend unterstützen (Fonagy et al. 2008, S.12). Das differenzierte Wahrnehmen emotionaler Zustände, wie z. B. Wut anstatt unangenehmer Spannung, geht darauf zurück, dass das Baby die kontingente Reaktivität der Bezugspersonen erlebt, die seine automatischen Äußerungen der Basis-Emotionen spiegelnd registrieren (Gergely & Unoka, 2011, S.875).

Diese Basisemotionen sind laut Gergely und Unoka (a.a.O.) „vorangelegte, reizgeleitete, prozedurale physiologische und motorische Automatismen, die dem Bewusstsein des Babys zunächst nicht zugänglich sind und über die es keine willentliche Kontrolle hat“. Der Säugling ist sich dieser vorange-

legten Automatismen nicht introspektiv gewahr. Das Kind ist in seiner Anfangszeit aktiv nach außen orientiert und widmet seinen eigenen inneren Zuständen nur wenig introspektive Aufmerksamkeit. Die Bindungsperson hat hier die Aufgabe die Affekte des Babys zu regulieren.

Der Aufbau einer introspektiv zugänglichen Subjektivität kann dadurch verwirklicht werden, dass das Bindungsumfeld auf die automatischen Äußerungen des Babys systematisch mit kontingenten Feedback-Reaktionen antwortet. Die Selbstwahrnehmung des Kindes entwickelt sich erst aus der Erfahrung heraus, dass seine inneren Zustände im sozialen Umfeld außerhalb seiner selbst wahrgenommen, gespiegelt und reflektiert werden. In der systematischen und kontingenten Spiegelung seiner Äußerungen erfährt das Baby, dass es Einfluß auf bestimmte Aspekte seiner sozialer Umwelt ausübt, seine subjektive Bewusstheit der eigenen Wirksamkeit als eine aktiv handelnde Person wird ihm bewusst (a.a.O., S.877f).

Bereits die Phase zwischen dem zweiten und sechsten Lebensmonat eines Babys ist durch ein intensives Sozialverhalten charakterisiert. Die Bezugspersonen reagieren auf das Sozialverhalten des Babys in Form der „markierten Spiegelung“, wonach es für den Säugling wichtig ist, die eigenen Affekte so gespiegelt zu bekommen, dass die Mutter dem Affekt des Kindes noch etwas hinzufügt. So kann der Säugling zwischen den eigenen und den fremden Affekten unterscheiden, er erlebt die eigenen Affekte nicht als überwältigend, weil ansteckend (Fonagy et al., 2008). Die Affektregulierung mit Hilfe der Bezugsperson erlaubt die Integration drängender innerer Bedürfnislagen, die gemeinsam mit einer Bezugsperson bewältigt werden, um eine ausreichende Stabilität der eigenen Persönlichkeit und des Selbstwertgefühls zu erreichen und gleichzeitig die Bindung zum Anderen aufrecht zu erhalten, ohne dass diese Stabilität in Gefahr gebracht wird (Stephenson, 2011, S.107).

Hier spielt die affektive Spiegelung der ersten Bezugsperson eine entscheidende Rolle. „Die Theorie des sozialen Feedbacks durch mütterliche Affektspiegelung erklärt, wie die automatische Emotionsäußerung des Säuglings und die anschließende affektspiegelnde, mimische und stimmliche Äußerung der Mutter in der Wahrnehmung des Kindes durch einen Kontingenzentdeckungsmechanismus miteinander verknüpft werden [...]“ (Fonagy et al. 2008, S.16). Aus dieser Verknüpfung ergibt sich die Konsequenz, dass der Säugling beginnt, den Einfluss, den er mittels Spiegelungsausdrücken auf seine Mutter ausübt, mit der Verbesserung seiner emotionalen Befindlichkeit zu assoziieren und damit die Grundlage für die Wahrnehmung seiner Selbst als Urheber und Akteur zu schaffen. In der Interaktion erfährt er, dass Affekte über Aktion abgeführt werden können, aber auch, dass man sie mit der Bezugsperson teilen kann. So hat der Säugling die Möglichkeit seine Affekte in der Spiegelung der Bezugsperson wiederzuerkennen, was auch der Impulskontrolle dient. Wenn die Spiegelung misslingt, dann erschwert das dem Säugling seine inneren Zustände zu verstehen und angemessen zu benennen. Dies wird auch die Kommunizierbarkeit der Affekte behindern, sie bleiben unverstanden, un-symbolisiert und kaum regulierbar. Babys haben in den ersten drei Monaten eine Vorliebe für perfekt kontingente Reaktionen ihrer Bindungspersonen. Erst im späteren Verlauf können sie unvollkomme-

ne Kontingenzen tolerieren und sind fähig sich auf soziale Interaktionen hin zu orientieren. Es muss jedoch ein Mindestmaß an kontingenten Reaktionen seitens der Umwelt geben, damit der Säugling die Erfahrung machen kann „fast wie ich, aber nicht genau wie ich“. Diese Erfahrung ist von zentraler Bedeutung für die interpersonale Symbolisierungsfähigkeit (a.a.O., S.137f).

Das Interesse an perfekt kontingenter Spiegelung verändert sich im Alter von etwa fünf Monaten. Ab diesem Zeitpunkt präferieren Säuglinge hohe, aber nicht vollkommene Kontingenzen. Diese Veränderung zeigt an, dass der Säugling seine Aufmerksamkeit von der Selbstexploration auf die Exploration und Repräsentation der sozialen Umwelt lenkt (Gergely & Watson, 1999). Unvollkommene Kontingenzen helfen also dem Säugling zwischen sich und dem Anderen zu unterscheiden.

Die Partizipation des Säugling sowie der Bezugsperson ist demnach notwendig, um dem Säugling die optimalen Bedingungen für seine Entwicklung zu schaffen. Die Bezugsperson reagiert „instinktiv“ auf den Säugling in einer Form, die dem Säugling die Weiterentwicklung seines Selbst, inklusive des Verständnisses von anderen Subjekten, ermöglicht. Das Selbst entwickelt sich entlang der Interaktion mit dem Anderen und gleichzeitig mit dem Wissen vom Anderen.

Deshalb kann man behaupten, dass Partizipation bereits in der Mutter-Kind-Dyade anfängt. Die Äußerungen des Säuglings sind notwendig, um die Teilnahme der Bezugsperson zu aktivieren. Dies geschieht durch die aktive elterliche Teilnahme an der Regulierung der emotionalen kritischen Zustände des Säuglings. Damit diese Regulierung erfolgreich geschieht, ist es entscheidend, dem Kind zu ermöglichen, aus den negativen affektiven, übersteigerten emotionalen Zuständen oder aus einer sehr flachen, unterdrückten Affektivität in einen Zustand des positiven Affekts überzugehen. In der frühen Entwicklung liefert ein Erwachsener einen Großteil der notwendigen Modulation von emotionalen Zuständen des Säuglings, insbesondere nach einer Diskontinuität und bei Übergängen zwischen den unterschiedlichen emotionalen Zuständen. Dies ermöglicht die Entwicklung der Selbstregulation. Der Schlüssel dazu ist wiederum die Fähigkeit der Pflegeperson, ihren eigenen Affekt, insbesondere den negativen Affekt, zu überwachen und zu regulieren (Schore, 2003, S.11).

Über die Fähigkeit der Ko-Konstruktion gelangen schließlich der Säugling und seine Bezugsperson zu gemeinsam geschaffener Möglichkeit, Sinn und Bedeutung, die von beiden geteilt werden. Die Bezugsperson muss dazu die Fähigkeit haben, auf das Kind und seine Äußerungen zu achten. Damit verbunden ist die Kompetenz der Kooperation, d.h. diejenige Fähigkeit in die Dyade einzubringen, die eine gemeinsame Ausrichtung auf ein gemeinsames Ziel, nämlich das Wohlbefinden des Babys, durch die Wiederherstellung eines angenehmen affektiven Zustandes, ermöglichen.

Zwischen dem siebenten und dem neunten Monat erfolgt eine weitere psychische Entwicklung, die Babys entdecken, dass sie ein Seelenleben besitzen und dass dies auch auf andere Personen zutrifft. Sie erkennen, dass innere Zustände mit anderen geteilt werden können. Erst jetzt, wenn das Baby merkt, dass andere gewisse innere Zustände haben und sie diese in ähnlicher Weise bei sich selbst wahrnehmen können, wird Intersubjektivität möglich. Das Kind entdeckt nun, dass sich das, was in

ihm vorgeht, auch in anderen ereignet, wenn auch in etwas unterschiedlicher Weise, und dass darüber miteinander kommuniziert werden kann. Diese Kommunikation muss in einem Rahmen stattfinden, der gemeinsame Bedeutung und Kommunikationsmittel hat, wie z.B. Gestik, Mimik und Haltung. Hier verlagert sich das interpersonale Geschehen von den tatsächlichen Aktionen auf eine Repräsentationsebene. Ab nun gehören zu sich und den anderen innere, subjektive Welten (Stern, 2010, S.179).

Sobald sich der Bereich dieser intersubjektiven Bezogenheit für das Kind eröffnet hat, erlebt es seine Bezugspersonen auf eine andere Art und Weise. Es nimmt nicht nur z.B. ihre tröstenden, empathischen Reaktionen wahr, sondern spürt die Empathie der Betreuungsperson. Dieser empathische Prozess wird zur Brücke zwischen den beiden inneren Befindlichkeiten. Es entsteht zum ersten Mal psychische Intimität. Je nachdem wie die Bezugspersonen mit der psychischen Intimität umgehen, erlernt das Kind, ob und inwieweit innere Welten dem Anderen mitgeteilt werden können (a.a.O., S.181).

Das ist der Moment, in der sich „im Menschen ein überwältigendes Bedürfnis nach psychischer Zugehörigkeit zur menschlichen Gemeinschaft (entwickelt), das heißt ein Bedürfnis, in die Gruppe als Mitglied aufgenommen zu werden, das seine subjektiven Erfahrungen anderen mitteilen und mit anderen teilen kann - im Gegensatz zu einem Nichtmitglied, dessen subjektives Erleben ganz einzigartig und idiosynkratisch ist und von andern nicht geteilt werden kann“ (a.a.O., S.195).

In diesem Prozess sind die individuellen Fähigkeiten und Ressourcen der Bezugsperson sowie die des Kindes gefragt und notwendig. Das Kind muss einerseits die Fähigkeit besitzen, sich als abgegrenzter Körper in der physischen Welt wahrzunehmen und andererseits sich als aktiver Akteur und Gestalter der sozialen Kommunikation zu erleben.

Sobald das Kind diese Fähigkeiten erwirbt, ist die Bezugsperson gefordert, im Sinne des Kindes und einer gelungenen Affektspiegelung, (andere) Fähigkeiten auf eine neue Art und Weise einzubringen, abgestimmt auf das erreichte Entwicklungsniveau des Kindes. Die Fähigkeit des Erwachsenen, das Kind zu mentalisieren, ist in diesem Zusammenhang wichtig, denn die innere Welt des Kindes hat sich erweitert. Damit einher geht auch die Notwendigkeit der Selbstkenntnis der eigenen inneren Welt vor allem im Hinblick auf die eigene Affektivität und Regulationsmöglichkeiten. Der Fähigkeit des Mentalisierens liegen vier Polaritäten zugrunde, die die gesamte Dimension des Konzepts der sozialen Kognition erfasst (Fonagy & Luyten, 2009):

1. automatisch - kontrolliert,
2. innerlich orientiert - äußerlich orientiert,
3. selbstorientiert - fremdorientiert und
4. kognitiv - affektiv.

Auch soziale Kognition und Wissen können aufgrund ihrer Komplexität nicht durch die genetische Ausstattung beim Menschen weitergegeben werden, diese müssen in sozialen Interaktionen übertragen werden, d.h. durch die Bindungsperson weitergegeben und stetig optimiert werden. Die Aufgabe der Bindungsbeziehung könnte die Entwicklung und Reifung eines sozialen Gehirns zu ermöglichen sein. Mentalisieren ist eine dieser sozialen Kompetenzen, die aufgrund der Bindungsbeziehung entwickelt werden kann (Fonagy & Campbell, 2017, S.289).

Fonagy und Campbell (a.a.O.) sprechen in diesem Zusammenhang von der Entwicklung eines „(...) epistemischen Vertrauens und die Ermöglichung sozialen Lernens in einem sich fortlaufend verändernden Umweltkontext (...)“. Je höher die Stufe der sozialen Komplexität, desto anspruchsvoller die Transmission von sozialer Kognition und Wissen. Die Transmission gelingt am besten, wenn das epistemische Vertrauen vorhanden ist.

Damit kann das epistemische Vertrauen als das basale Vertrauen in eine Person als sichere Informationsquelle definiert werden. Das wiederum fördert epistemische Vigilanz oder Wachsamkeit (a.a.O., S.290).

Die intersubjektive Bezogenheit wird nochmals zum Zeitpunkt des Spracherwerbs verändert. Die Sprache wird zu einem neuen Medium des Austausches, sie erlaubt eine Vielzahl neuer Möglichkeiten. Es entsteht ein neuer Bereich der Bezogenheit, in der gemeinsame Bedeutungen kreiert werden (Stern, 2010, S.231f)

Die Fähigkeit des Kindes sprechen zu können bringt erneut eine neue Situation für den Erwachsenen mit sich. Die affektiven Zustände und Prozesse, die inneren Welten und die Subjektivität der anderen, können nun anders, in einer komplexeren Art und Weise, geteilt und geregelt werden. Die Bezugsperson kann aufgrund der Sprache eine neue Art des Gemeinsamen herstellen, die geteilte Aufmerksamkeit kann auf ein Drittes gerichtet werden.

Es gibt also eine Interdependenz zwischen dem Verstehen des eigenen Selbst und dem Anderer. Zunächst kann der Säugling seine eigenen Affektzustände nur über die Vermittlung des Anderen verstehen und repräsentieren. Die Fähigkeit, sich selbst zu verstehen und eigene kognitive wie auch emotionale Zustände zu repräsentieren, könnte man als einen Vorläufer der Fähigkeit, andere kognitiv wie auch emotional zu verstehen, deuten (Fonagy et al. 2008, S.33).

3.1 Kommunikative Partizipation in der frühen Bezugsperson-Kind-Dyade

Das Gemeinschaftsgefühl entwickelt sich aus dem Zärtlichkeitsbedürfnis des Kindes (Adler, 1908a), d.h. es gibt eine Disposition des Kindes, ein „Substrat“, das im Kind angelegt ist, woraus sich das Gemeinschaftsgefühl entwickelt, sofern das Kind auf ein Gegenüber trifft, das diese Entwicklung fördern und unterstützen kann.

Babys können zwischen dem zweiten und sechsten Lebensmonat zwischen Selbst und Anderem unterscheiden (Stern, 2010). Bereits in dieser Phase sind alle vier Kompetenzen (Kollaboration, Kooperation, Kollaboration, Koordination) erforderlich, um die (affektive) Kommunikation zwischen Bindungsperson und Säugling in der Form zu gestalten, dass es dem Kind die notwendige und hinreichende soziale Umwelt für die optimale Entwicklung seines Selbst bietet.

In der ersten Stufe dieser Entwicklung ist Koordination einer der erforderlichen Kompetenzen der Intersubjektivität und zwar beiderseits. Die Bindungsperson wie auch der Säugling partizipieren auf die jeweils eigene Art an der Dyade, vor allem im Sinne des Säuglings, aber nicht nur. Koordination definiert Stephenson (2011, S.138) als die Fähigkeit beider PartnerInnen, d. h. des Säuglings wie auch der Mutter, „sowohl ihre eigenen Aktivitäten koordinieren (zu) können, als auch ihrer beider Aktivitäten koordinierend aufeinander abstimmen können.“ (a.a.O.)

Diese Begegnung wurde von Gergely & Unoka (2011) als eine Phase beschrieben, in welcher das Kind eher automatische Äußerungen an die Außenwelt richtet und die Bezugsperson die Aufgabe hat, diese zu spiegeln und zu reflektieren. Diese Art der Kommunikation ermöglicht dem Kind, seine inneren Zustände, derer es nicht introspektiv gewahr ist, in Form von Repräsentationen wahrzunehmen und zu internalisieren.

Wenn man davon ausgeht, dass Babys zunächst eine Vorliebe für perfekt kontingente Reaktionen ihrer Bindungspersonen haben, hat die Bindungsperson die Aufgabe, auf diese Präferenz des Babys einzugehen, sonst gelingt die Kooperation nicht. Hier scheint eine eher einseitige Einstellung der Bindungsperson auf das Kind erforderlich zu sein. Erst im späteren Verlauf können Babys unvollkommene Kontingenzen tolerieren und sind fähig, sich auf soziale Interaktionen hin zu orientieren. Das bedeutet, dass erst in einer nächsten Entwicklungsstufe das Kind die Fähigkeit erwirbt, sich seinerseits auf die Mutter/Erstbezugsperson einzulassen und ihre Subjektivität wahrzunehmen. Ein Mindestmaß an kontingenten Reaktionen seitens der Umwelt muss vorhanden sein, damit der Säugling die Erfahrung „fast wie ich, aber nicht genau wie ich“ machen kann, die unerlässlich für die Entwicklung eines authentischen Selbst ist (Fonagy et al. 2008, S.137f). Diese Erfahrung macht es dem Baby möglich, eine Differenz zwischen sich und den anderen innerweltlich zu repräsentieren und erlaubt dem Säugling, seine Aufmerksamkeit von der Selbstexploration auf die Exploration und Repräsentation der sozialen Umwelt zu lenken (Gergely & Watson, 1999). Unvollkommene Kontingenzen helfen also dem Säugling zwischen sich und dem Anderen zu unterscheiden.

Stern (2010) geht ebenfalls davon aus, dass das Baby gewisse Phasen der Entwicklung seiner Fähigkeit bezüglich Intersubjektivität durchschreitet. Er erkennt ein aktives Sozialverhalten des Babys bereits in den ersten sechs Lebensmonaten, d.h. Babys zeigen eine gewisse Präferenz für Interaktionen mit Menschen. Stern (a.a.O.) beschreibt die Spiegelungsfunktion der Bezugspersonen in sehr ähnlicher Weise wie Fonagy, Gergely & Unoka (2011) und postuliert für diese Spiegelung eine äußerst wichtige Funktion in der Entwicklung des Selbst. Durch eine übertriebene Reaktion der Erwachsenen

auf das Verhalten des Babys, gelingt es dem Kind aufgrund von Invarianten, eine Unterscheidung zwischen sich und den Anderen zu internalisieren. Diese Invarianten sucht das Baby in jeder neuen Erfahrung, die es mit seiner Umwelt macht, und versucht seine Erfahrungen als bekannte Anteile, die es bereits internalisiert hat, und solche, die neu sind, zu unterscheiden. Eine zentrale Bestrebung des Babys ist es, die Welt mittels der Suche nach diesen Invarianten zu ordnen.

Die Fähigkeit der Kooperation setzt somit voraus, dass beide PartnerInnen erkennen, dass sie zwei getrennte Subjekte sind, d.h. das Kind muss die Unterscheidung zwischen Ich und Du bereits getroffen haben.

Die Säuglingsforschung betrachtet das Baby als der Erfahrung fähig, Interaktionen mit Bezugspersonen als eine aktive Integration eines getrennten Selbst mit einem getrennten Anderen zu erfahren und nicht als ein undifferenziertes Zusammensein oder gar als ein Zustand der Verschmelzung (Stern, 2010, S.147). Insofern setzt die Säuglingsforschung voraus, dass die Fähigkeit zur Unterscheidung zwischen Ich und anderer beim Säugling bereits von Geburt an vorhanden ist.

3.2 Resonanzphänomene und Gedächtnismodi

Aber woher wissen Bezugspersonen, vor allem in der Zeit, wo es zwischen ihnen und dem Baby noch keine Sprache gibt, wie sie richtig auf die Signale des Säuglings reagieren sollen? Das Konzept der Resonanzphänomene könnte eine Antwort auf diese Frage geben, die auf die unbewusste zwischenmenschliche Kommunikation bezogen wird. Die Resonanzphänomene haben ihr physiologisches Korrelat in den Spiegelneuronen. Schore (2003, S.18ff) zeigt, dass die präverbale Kommunikation zwischen Säugling und Bezugsperson von psychobiologischen Interaktionen gekennzeichnet sind. Diese werden vor allem in der rechten Gehirnhälfte gespeichert, das ist der Ort, wo die frühen Beziehungserfahrungen entwickelt werden und dominant sind, wenn es um die Wahrnehmung emotionaler Zustände anderer Personen geht (Schore, 2003, S.46f; Becker &, Streeck-Fischer, 2018, S.275). Die Bezugsperson ist ebenfalls mit der rechten Gehirnhälfte Teil der affektiven nonverbalen Kommunikation und auf die Signale (der rechten Gehirnhälfte) des Säuglings eingestimmt. Es entsteht ein Regulationssystem zwischen Säugling und Bezugsperson in Form eines quasi biologischen Dialogs, der das limbische System der beiden für die affektive Tönung des Gesamtverhaltens, für emotionale Reaktionen verantwortlich ist. In dieser Dyade können mittels projektiver Identifikation Affekte auf körperlicher Basis kommuniziert und reguliert werden (Schore, 2003, S.103f).

Die Befunde der Neurowissenschaften haben zwei Modi des Gedächtnisses erkannt: das implizit-prozedurale und das explizit-episodische Gedächtnis. Das implizit-prozedurale Gedächtnis ist das früheste und deshalb auch das vorsprachliche Gedächtnis, das Beziehungswissen über das Da-Sein in Form von Affekten und sensorisch-vegetativen Zuständen sowie grundlegende Organisationsprinzipien der Persönlichkeit, die aus den ersten Beziehungserfahrungen stammen, enthält. (Ermann, 2017, S.84f). Diese Inhalte repräsentieren einen Teil des Unbewussten, das vom konflikthaften Un-

bewussten distinkt ist (Ermann, 2017, S.86). Das explizit-deklarative Gedächtnis entsteht erst nach dem 18. Lebensmonat und man kann es als das Inhaltsgedächtnis bezeichnen, es enthält autobiographische Erfahrungen, ist systematisch organisiert, wird in der Übertragung wiedererlebt und ist verbalisierbar (Ermann, 2017, S.87). Im Prozess der Affektsozialisierung, die anfangs über projektive Identifikation verläuft und von einer psychobiologischen Kommunikation gekennzeichnet ist, entsteht eine elterliche protektive Matrix, die dafür sorgt, dass der Säugling und das Kleinkind die eigenen affektiven Zustände regulieren kann. Voraussetzung für diese Art der Kommunikation ist, dass das Kind drei Ressourcen mitbringt und zwar, dass es sein expressiv motorisches System für die Kommunikation verwenden kann, gepaart mit dem Interesse an sozialer Interaktion und die Fähigkeit die Äußerungen seiner Bezugsperson im Hinblick auf den affektiven Ausdruck wahrzunehmen (Kaiser, 2018, S.217f; Krause, 2017).

Die Partizipation der beiden TeilnehmerInnen dieser Dyade besteht im Zusammenführen der jeweils eigenen Ressourcen, die hier ganz unterschiedlich gestaltet sind, und dennoch zu einer gelingenden Kommunikation führen. Beide sind aufeinander fokussiert und kreieren eine gemeinsame (unbewusste) Zielvorstellung. Über die Fähigkeit der Kooperation gelingt die Erfüllung des gemeinsam konstruierten Vorhabens. Die Koordination dieser Zusammenarbeit liegt hauptsächlich in der Verantwortung der Erwachsenen, indem sie die elterliche protektive Matrix erzeugen.

Diese protektive Matrix wird in einer einzigartigen Kommunikation zwischen Säugling und Bezugsperson gestaltet, beide TeilnehmerInnen übernehmen abwechselnd die Rollen von Zuhören, Vokalisieren und Nachahmen an und zeigen eine frühe Motivation, sich zu involvieren und auf den jeweils anderen zu reagieren. Das ist nur möglich, weil Säuglinge eine angeborene Sensibilität im Hinblick auf die Wahrnehmung an sie gerichteter Kommunikationssignale zu haben scheinen. So können Sie die markierte Spiegelung als einen „markierten Hinweisreiz“ erkennen und nützen. Auf der anderen Seite bedeutet dies, dass die Bezugspersonen ein „instinktives“ Wissen über die Art der Kommunikation mit dem Säugling einsetzen können, im Sinne einer empathischen affektspiegelnden Kommunikation, die der Affektregulation und Symbolisierungsfähigkeit des Säuglings dient (Gergely & Unoka, 2011, S.872f; Kohlhoff, 2018, S.234ff).

Wie bei der Bindung, geht es bei der Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls um zwei Mechanismen, die miteinander verbunden sind, einem Mechanismus, der Beziehungen stützt und Teil der Affektregulation ist, und einem Mechanismus, der Lernen und Explorieren ermöglicht. Das epistemische Vertrauen ermöglicht uns, Informationen, die wir von vertrauenswürdigen „Autoritäten“ erhalten, als relevant zu betrachten und diese zu internalisieren, was wiederum dazu führt, unser soziales (kognitives und emotionales) Wissen zu erweitern. „Kinder sind begierig, die geheimnisvolle mentale Welt ihrer Mitmenschen kennenzulernen; besonders bereitwillig aber lernen sie andere Psychen kennen, wenn sie epistemisches Vertrauen erworben haben“ (Fonagy & Campbell, 2017, S.292).

Die Partizipation des Kindes in der Bindungsbeziehung besteht in der neugierigen Teilhabe an dem zu transferierenden kognitiven wie auch emotionalen Wissen, das die kompetente „Autorität“ in die Beziehung samt seines Interesses an der Subjektivität des Kindes einbringt.

4 Konsequenzen der Intersubjektivitätstheorie für die klinische Arbeit

4.1 Partizipation in der Behandlungspraxis

Die Neuformulierung der Auswirkungen der frühesten sozialen Umwelt auf die psychische Entwicklung des Kindes hat wichtige klinische Implikationen. Das Konzept der Partizipation, das bereits in der Entwicklungspsychologie eine wichtige Bedeutung hat, soll nun auf die klinische Arbeit angewendet werden.

„Wir verstehen unter Partizipation im Wesentlichen eine Grundhaltung, in der die Diversität als Ressource für Überleben und Entwicklung gilt und die gleichberechtigte Kooperation aller Beteiligten als Grundbedingung (und zwar für Arbeit, Liebe und Gemeinschaft) gesehen wird (...)“ (Stephenson, 2018, pers. Mitteilung).

Der Vorschlag ist, dass sich TherapeutInnen und PatientInnen als gleichberechtigte Teile einer Gemeinschaft wahrnehmen und beide ihre eigenen Subjektivitäten in den Prozess einbringen, wobei der Fokus auf die Belange der PatientInnen gelegt wird.

Durch die Kollaboration der beiden TeilnehmerInnen, indem sie ihre Ressourcen einbringen, sowie der Kooperation im Zusammentragen der jeweils eigenen Elemente und Kompetenzen und der Ko-Konstruktion als notwendiger Schritt im Aufeinandertreffen zweier Individuen, um eine gemeinsame Sprache zu finden (Stephenson, 2014, S.22), kann in der therapeutischen Dyade ein höheres Wir-Gefühl entwickelt werden. Es entsteht ein Drittes: die Gemeinschaft in einem gemeinsam geschaffenes intersubjektiven Feld.

Damit verbunden sieht Stephenson (2017) die Hinwendung auf das Feld, das zwischen Subjekten als AkteurInnen entsteht, soweit es um eine intersubjektive Sichtweise geht, oder darum, in den partizipativen Prozess als KontrahentInnen einzutauchen und einen gemeinsamen Transformationsraum zu eröffnen. Dementsprechend gestaltet sich das gemeinsam ko-konstruierte intersubjektive Feld, das von Bipersonalität, Wechselseitigkeit und Kontextabhängigkeit gekennzeichnet ist.

Das ko-konstruierte intersubjektive Feld wird grundsätzlich von beiden TeilnehmerInnen getragen und geprägt, beide partizipieren mit dem „Eigenen“ an dem Geschehen und stehen in einer ständigen gegenseitigen, zumeist unbewussten, Einflussnahme auf den Prozess. Damit verändern sich nicht nur die TeilnehmerInnen, sondern auch das gemeinsam geschaffene intersubjektive Feld. Je besser das epistemische Vertrauen (auf beiden Seiten), desto höher das Involvement und die Möglichkeit der Selbst- und Feldveränderung.

4.2 Intersubjektive Übertragungsmatrix - ein dyadisches Wagnis

In diesem Sinne kommt es zu einer intersubjektiven Übertragungsmatrix, indem alle MitgestalterInnen des Prozesses sind und die eigenen Ressourcen im Sinne einer gleichwertigen Partizipation einbringen. Jede/r bringt die ganz persönlichen Beziehungserfahrungen und die daraus entstandenen Organisationsmuster ein, die für das Erleben in der Behandlung ausschlaggebend sind. Die TherapeutInnen haben jedoch die Verantwortung für diesen Prozess, da sie die „Autorität“ im Sinne des sozialen Lernens in diesem Prozess darstellen. Die Ressource, die die TherapeutInnen einbringen, ist das soziale und emotionale Wissen aus der Perspektive der Autorität, die Ressource des PatientInnen besteht aus den eigenen Organisationsmustern (aus dem implizit-prozeduralen wie auch explizit-deklarativen Gedächtnis) in Form von Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomenen. Es entsteht eine Asymmetrie in der Funktion der beiden Personen, die aber steht der Symmetrie der Inhalte nicht im Wege (Ermann, 2017, S.100).

Die TherapeutInnen samt ihrer subjektiven Welt und ihren Organisationsprinzipien rücken somit mehr in den Mittelpunkt der Betrachtungen. Sie sind keine Außenstehende, die die AnalysandInnen aus einer unbeteiligten Position betrachten. Als Teil des Systems tragen sie zum Prozess bei, ihre Präsenz beeinflusst die analytische Situation, und dies muss beachtet werden. Die Therapie ist zwar immer für die PatientInnen da, die emotionale Geschichte von PatientInnen und TherapeutInnen ist für das Verständnis des klinischen Austauschs jedoch gleichermaßen wichtig. Was TherapeutInnen erforschen oder gar nicht beachten, hängt immer von ihrer Subjektivität ab (Orange et al. 2001, S.18f).

Deshalb ist der therapeutische Prozess durch die Erfahrungswelt der AnalysandInnen und der AnalytikerInnen begrenzt. Dieser Prozess des Durcharbeitens kann man als ein dyadisches Wagnis einer interaktiven Wiedergutmachung bezeichnen und hängt von der Fähigkeit der TherapeutInnen ab, die eigenen negativen Affekte zu erkennen und zu regulieren. Die Fähigkeit der TherapeutInnen zu mentalisieren, ermöglicht überhaupt den Veränderungsprozess. TherapeutInnen können aufgrund der eigenen Ressourcen und Fähigkeiten negative Übertragung und Containment von negativen affektiven Zuständen tolerieren. Das stellt einen wichtigen Anteil dar, der für die Entwicklung des therapeutischen Vertrauens verantwortlich zeigt. Die Teilnahme der TherapeutInnen im „disruption and repair“, das für den heilenden Prozess misslungener Affektabstimmung notwendig ist, hängt von der Kapazität der Selbstregulation der TherapeutInnen in der negativen Übertragung ab. Gleichzeitig sollen TherapeutInnen interaktive RegulatorInnen der geteilten negativen affektiven Zustände sein. Zunächst ist ein Mitschwingen mit den inneren affektiven Zuständen der PatientInnen notwendig, d.h. mit der nicht gelungenen Affektregulierung in Kontakt zu kommen, diese zu regulieren, um es schließlich in einer Form der gemeinsamen Sprache, die den PatientInnen eine gelungene Affektregulierung ermöglicht, zu kommunizieren. Die wichtigste Fähigkeit in diesem Prozess liegt auf einer non-verbalen Ebene, die affektiven Zustände des anderen zu erkennen und in der Gegenübertragung so

zu kommunizieren, dass eine gelungene Affektregulierung seitens der PatientInnen möglich wird. Hier kommt das Resonanzphänomen zum Tragen. Die Affektregulierung kann nur dann erfolgen, wenn eine Symbolisierung des Affekts möglich wird. Das zeigt, dass die aktive Teilnahme beider Beteiligten in Dyade unbedingt notwendig ist, um die Erfahrung zu ermöglichen, dass affektive Desorganisation mit Hilfe eines anderen verändert werden kann (Schore, 2003, S.30f).

In der Behandlung kann es aufgrund der zwei Gedächtnis Modi zu zwei unterschiedliche Arten der Übertragung kommen, eine, die an das implizit-prozedurale Gedächtnis und deshalb in Form von Enactments gebunden ist und an Formen von sensorischen und affektiven Zuständen erfahrbar ist. Die andere Form ist die neurotische Übertragung, die an das explizit-deklarative Gedächtnis gebunden und verbalisierbar ist, weil bereits symbolisiert wurde.

Die Abwehrform der Übertragung, die aus dem implizit-prozeduralen Gedächtnis hervorgebracht wird, ist die projektive Identifizierung. Schore (2003) beschreibt die projektive Identifizierung als einen Prozess, der zwei verschiedene Formen annehmen kann: einerseits die defensive, anormale, pathologische Form, die dazu dient unaushaltbare Affektzustände sowie Selbstanteile abzuwehren und zu kontrollieren, indem diese gewaltsam in den anderen ausgelagert werden, und andererseits die adaptive Form der projektiven Identifizierung. Diese Art von Abwehr dient der Affektkommunikation, die mit der Hoffnung verbunden ist, dass das Gegenüber bzw. die Bezugsperson bei der Regulation der unaushaltbaren Affektzustände behilflich sein kann (Becker & Streeck-Fischer, 2018, S.274).

Die Partizipation beider TeilnehmerInnen der Dyade, PatientIn und TherapeutIn, basiert auf unterschiedlichen Ressourcen. Die PatientInnen bringen ihre Erfahrungen in Form von nicht gut abgestimmten Kommunikationsversuchen ein, die in der Dyade von den TherapeutInnen über die projektive Identifizierung emotional verstanden werden können. Die Ressourcen der TherapeutInnen sind die eigenen Affektregulierungskompetenzen sowie der eigene, ganz spezifische (subjektiv gefärbte) theoretische Hintergrund, den sie einbringen, um die defensive projektive Identifizierung in eine adaptive umändern zu können (a.a.O., S.277).

Die TherapeutInnen sind in einer Beziehung zu den PatientInnen, die über reine Empathie, d.h. sich vorbehaltlos in die Gefühls- und Erlebenswelt der PatientInnen einzutauchen, hinausgeht. Sie stehen zur Verfügung, um sich auch als „Autorität“ (Selbstobjekt) verwenden zu lassen, damit die PatientInnen wachsen und reifen können (Ermann, 2017, S.102). Es ist daher auch die Selbstkenntnis der TherapeutInnen von immenser Bedeutung, d.h. die Introspektion der AnalytikerInnen ist einer der wichtigen und notwendigen Ressourcen, die eine Veränderung in den PatientInnen, im analytischen Feld, aber auch in den TherapeutInnen ermöglichen. Die zentrale Veränderung ist die Umgestaltung der emotionalen Organisationsmuster, die aus dem implizit-prozeduralen wie auch aus dem explizit-deklarativen Unbewussten wirken. „Das bedeutet konkret, dass der Patient aufhört, sich unbewusst nur aus der Sicht seiner prägenden frühen Interaktionen zu betrachten oder diese zu wiederholen, und beginnt, sich mit der Perspektive des Therapeuten zu identifizieren.“ (Ermann, 2017, S.103).

Dieser Perspektivenwechsel ist möglich, weil die TherapeutInnen die eigene Perspektive, die von eigenen Erfahrungen, Fantasien und Gefühlen geprägt ist, in das analytische Feld einbringen und diese den PatientInnen zur Verfügung stellen. Ist das Partizipation? Es ist jedenfalls ein sich Einlassen auf eine Beziehung in Form eines Dialogs (dazu gehört auch das Inszenieren, Agieren bzw. das Enactment) begleitet von Empathie und Introspektion, also nicht nur ein sich Hineinversetzen, sondern ein sich im intersubjektiven Raum anschließen (a.a.O., S. 110). Durch das gemeinsame Schaffen eines therapeutischen Raumes (eines intersubjektiven Feldes), innerhalb dessen sich beide TeilnehmerInnen in gegenseitiger Anerkennung des jeweils individuellen Gewordenseins sowie der affektiven und psychischen Verfasstheiten in das gegenseitige aufeinander Angewiesen- und einander Verpflichtetsein einlassen (Stephenson, 2014, S.34), können Veränderungen geschehen, die vom Patienten bzw. der Patientin als gelungene Entwicklung erlebt werden, so dass das Gemeinschaftsgefühl auf ein höheres Niveau entwickeln werden kann.

5 *Resümee*

Die Analyse und Zusammenschau der Begriffe Anerkennung und Partizipation im Rahmen des Gemeinschaftsgefühls, das in der Individualpsychologie einen zentralen Stellenwert hat, sowie die nunmehr mögliche Erkenntnis, dass Gemeinschaftsgefühl immer auch die Gleichwertigkeit von KontrahentInnen, die gleiche Augenhöhe von PatientInnen und TherapeutInnen meint, öffnet zahlreiche neue Sichtweisen. Die Arbeit konnte zunächst die Bedeutung, die Alfred Adler im Begriff des Gemeinschaftsgefühls zu vermitteln suchte, nämlich die menschliche Gleichwertigkeit auch dann, wenn unterschiedliche Rollen eingenommen werden, in der Philosophie des beginnenden 19. Jahrhunderts festmachen.

Im Weiteren konnte gezeigt werden, dass die neueren Überlegungen zum Gemeinschaftsgefühl Adlers unter Berücksichtigung bisheriger Forschungen jene Dimensionen berührt, die im philosophischen diskutiert wurden. So erfuhren die philosophischen Überlegungen einerseits eine noch engere Anbindung an die menschliche Existenz und Erkenntnisfähigkeit und konnten andererseits die Individualpsychologie und ihre Konzepte, wie jenes der Intersubjektivität weiter vertieft werden. Ein Teil dieses Artikels war dieser Vertiefung gewidmet, die letztlich ergab, dass eine gleichwertige Partizipation aller TeilnehmerInnen (sei dies unter zwei oder mehreren Personen, Gruppen oder der Gemeinschaft schlechthin) zur Voraussetzung hat, dass die TherapeutInnen im therapeutisch-intersubjektiven Prozess sich als aktiver Part begreifen. Dies ist als *conditio sine qua non* unerlässlich für den Erfolg einer individualpsychologischen Therapie. Hinweise darauf liefern u.a. jene Sichtweisen, die sich aus der Entwicklungspsychologie ergeben. In diesem Bereich unterliegt die Ausformung des Gemeinschaftsgefühls mehreren Phasen. Es konnte gezeigt werden, dass schon in der Bezugsperson-Kind-Dyade die Partizipation des Säuglings und Kleinkindes über den Einsatz der vier Kompetenzen der Ko-Konstruktion, Kollaboration, Kooperation und Koordination die Heranbildung des Selbst bewirkt.

Literatur

- Adler, Alfred (1908/2007). Die Theorie der Organminderwertigkeit und ihre Bedeutung für Philosophie und Psychologie. In Almut Bruder-Bezzel (Hrsg.), *Persönlichkeit und neurotische Entwicklung. Frühe Schriften (1904 – 1912). Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 1* (S. 51-63). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2007.
- Adler, Alfred (1908a). Das Zärtlichkeitsbedürfnis des Kindes. In Almut Bruder-Bezzel (Hrsg.), *Persönlichkeit und neurotische Entwicklung. Frühe Schriften (1904 – 1912). Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 1* (S. 77-81). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2007.
- Adler, Alfred (1918/2009). Bolschewismus und Seelenkunde. In Almut Bruder-Bezzel (Hrsg.), *Gesellschaft und Kultur (1897- 1937). Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 7* (S. 111-119). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2009.
- Adler, Alfred (1933). *Der Sinn des Lebens*. Frankfurt am Main: S. Fischer 2004.
- Atwood, George E. & Stolorow, Robert D. (1993). *Faces in a Cloud. Intersubjectivity in Personality Theory*. Northvale, New Jersey: Jason Aronson Inc.
- Atwood, George E. & Stolorow, Robert D. (1993a). *Structures of Subjectivity*. Hillsdale: The Analytic Press.
- Becker, Tobias & Streeck-Fischer, Anette (2018). Allan N. Schore - Die rechte Gehirnhemisphäre in der frühen Entwicklung. In: Streeck-Fischer, Anette (Hrsg.): *Die frühe Entwicklung. Psychodynamische Entwicklungspsychologien von Freud bis heute* (S. 271-284). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Beebe, Beatrice & Lachmann, Frank (2004). *Säuglingsforschung und die Psychotherapie Erwachsener. Wie interaktive Prozesse entstehen und zu Veränderungen führen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Benjamin, Jessica (2002). *Der Schatten des Anderen. Intersubjektivität – Gender – Psychoanalyse*. Frankfurt am Main und Basel: Stroemfeld/Nexus.
- Benjamin, Jessica (2006). *Tue ich oder wird mir angetan? Ein intersubjektives Triangulierungskonzept*. In Martin Altmeyer & Helmut Thomä (Hrsg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse* (S. 65-107). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Benjamin, Jessica (2009). *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Frankfurt am Main: Stroemfeld.
- Bowlby, John (2008). *Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie*. München: Ernst Reinhardt.
- Braten, Stein (2011). Intersubjektive Partizipation: Bewegungen des virtuellen Anderen bei Säuglingen und Erwachsenen. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 65, Sonderheft: *Wie wir wurden, was wir sind. Subjektwerdung im Schnittpunkt von neuer Entwicklungsforschung und Psychoanalyse*, 832-861.
- Ellenberger, Henri F. (2005). *Die Entdeckung des Unbewussten. Geschichte und Entwicklung der dynamischen Psychiatrie von den Anfängen bis zu Janet, Freud, Adler und Jung*. Zürich: Diogenes.

- Ermann, Michael (2017): *Der Andere in der Psychoanalyse. Die intersubjektive Wende*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fichte, Johann G. (1960). *Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre*. Hamburg: Felix Meiner [Orig. 1796/97].
- Fonagy, Peter, Gergely, György, Jurist, Elliot L. & Target, Mary (2008). *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fonagy, Peter & Campbell, Chloe (2017). Böses Blut - Ein Rückblick: Bindung und Psychoanalyse 2015. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 71, 275-305.
- Fonagy, Peter & Luyten, Patrick (2009). A developmental, mentalized-based approach to the understanding of treatment of borderline personality disorder. *Developmental Psychopathology* 21(4), 1355-1181.
- Gamm, Gerhard (1997). *Der deutsche Idealismus. Eine Einführung in die Philosophie von Fichte, Hegel und Schelling*. Stuttgart: Reclam.
- George, Carol & Main, Mary (1979). Social interaction of young abused children: Approach, avoidance and aggression. *Child Development*, 66, 306-318.
- Gergely, György & Watson, John (1999). Early socio-emotional development: Contingency perception and the social-biofeedback model. In Phillippe Rochat (Ed.), *Early social cognition: Understanding others in the first months of life* (pp. 101-136). Mahwah, NJ, US: Lawrence Erlbaum Associates Publishers.
- Gergely, György & Unoka Zsolt (2011). Bindung und Mentalisierung beim Menschen. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 65 (9-10), 862-899).
- Gergely, György & Unoka, Zsolt (2011). Bindung und Mentalisierung beim Menschen. Die Entwicklung des affektiven Selbst. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 65, 862 – 899.
- Hegel, Georg W. F. (2010). *Die Phänomenologie des Geistes*. Köln: Anaconda.
- Honneth, Axel (2001). Die transzendente Notwendigkeit von Intersubjektivität (Zweiter Lehrsatz: §3). In Jean-Christoph Merle (Hrsg.), *Johann Gottfried Fichte: Grundlage des Naturrechts. Klassiker auslegen, Bd. 24* (S.63-80). Berlin: Akademie.
- Hunter, Charles K. (1973). *Der Interpersonalitätsbeweis in Fichtes früher angewandter praktischer Philosophie*. Meisenheim am Glan: Anton Hain.
- Kaiser, Jenny (2018). Rainer Krause - Die Rolle der Affekte in der neueren analytischen Entwicklungspsychologie. In Annete Streeck-Fischer (Hrsg.), *Die frühe Entwicklung. Psychodynamische Entwicklungspsychologien von Freud bis heute* (S. 208-232). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kohlhoff, Julius (2018). György Gergely: Die Entwicklung des affektiven Selbst. In Annete Streeck-Fischer (Hrsg.), *Die frühe Entwicklung. Psychodynamische Entwicklungspsychologien von Freud bis heute* (S. 233-248). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Krause, Rainer (2017). Affektpsychologische Überlegungen zu Seinsformen des Menschen. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 71, 453-478.

- Mertens, Wolfgang (2011). Entwicklungsorientierung in der Psychoanalyse - überflüssig oder unerlässlich? *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 65, 808-831.
- Orange, Donna M. (2004). *Emotionales Verständnis und Intersubjektivität. Beiträge zu einer psychoanalytischen Epistemologie*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Orange, Donna, Stolorow, Robert D. & Atwood, George E. (2006). Zugehörigkeit, Verbundenheit, Betroffenheit. Ein intersubjektiver Zugang zur traumatischen Erfahrung. In Martin Altmeyer & Helmut Thomä (Hrsg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse* (S. 160-177). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Orange, Donna, Atwood, George E. & Stolorow, Robert D (2001). *Intersubjektivität in der Psychoanalyse. Kontextualismus in der psychoanalytischen Praxis*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Schore, Allan N. (2003). *Affect regulation and the Repair of the Self*. W. W. Norton & Company, Inc. N.Y.
- Stern, Daniel (2010). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stephenson, Thomas (2011). Individualpsychologische Entwicklungspsychologie und Krankheitslehre. In Bernd Rieken, Brigitte Sindelar & Thomas Stephenson (Hrsg.), *Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis. Psychotherapie, Pädagogik, Gesellschaft* (S. 101-155). Wien, New York: Springer.
- Stephenson, Thomas (2014). Gemeinschaftsgefühl reloaded: Communityorientierung und Schlüsselkompetenzen. Vom individualpsychologischen Grundbegriff zum Organisator pädagogischer Interventionen. *Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie*, 1(1), 16-37.
- Stephenson, Thomas (2017). Relationalität in der Individualpsychologie: Zwischen Realismus, Utopie und Hoffnung. *Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie*, 4(2), 55-56.
- Stolorow, Robert D. & Atwood, George E. (2002). *Contexts of Being. The Intersubjective Foundations of Psychological Life*. Hillsdale, NJ.
- Stolorow, Robert D., Brandchaft, Bernard & Atwood, George E. (1996). *Psychoanalytische Behandlung. Ein intersubjektiver Ansatz*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Streeck-Fischer, Annette (2018): *Die frühe Entwicklung. Psychodynamische Entwicklungspsychologien von Freud bis heute*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Tomasello, Michael (2006). *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tomasello, Michael (2009). *Why we cooperate*. Cambridge: The MIT Press.
- Trevarthen, Colwyn (2017). Intersubjectivity in the Imagination and Feelings of the Infant: Implications for Education in the Early Years. In E. Jayne White & Carmen Dalli (Ed.), *Under-three Year Olds in Policy and Practice, Policy and Pedagogy with Under-three Year Olds: Cross-disciplinary Insights and Innovations* (pp. 17-39). Singapore: Springer Science+Business Media.
- Williams, Robert R. (1992). *Recognition. Fichte and Hegel on the Other*. Albany: State University of New York Press.

Internetquellen:

<http://mentalisierung.net/die-entwicklung-der-mentalisierungsfahigkeit/> abgerufen 21.4.2018

Autorin

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Gabriela Pap

Gärtnergasse 15/5; 1030-Wien

gabriela.pap@individualpsychologie.at

Psychotherapeutin (Individualpsychologin) in freier Praxis in Wien, Lehranalytikerin und Supervisorin im Fachspezifikum Individualpsychologie und Universitätslektorin an der Sigmund Freud Privatuniversität Wien.